

Collier mit Bernsteinperlen zum «sprechen», dann bettet Barbara Scholkmann die Gründung des Klosters Ellwangen in den Kontext der frühmittelalterlichen Klosterlandschaft ein und schließlich erläutern Maditha-Sophie Kairies und Joachim Wahl, was die in den drei frühneuzeitlichen Massengräbern in Ellwangen aufgedeckten Skelette über die Lebensbedingungen im 15. bis zum 17. Jahrhundert aussagen können.

Ein Dutzend weitere Beiträge folgen. Fast alles wird auch außerhalb Ellwangers auf Interesse stoßen. Beispielsweise ein Bericht von Barbara Haas, warum Wolfgang Amadeus Mozart sich am 28. Oktober 1777 in Ellwangen aufgehalten hat oder eine Beschreibung der klassizistischen Ausstattung in der Ellwanger Stiftskirche St. Vitus durch Anselm Grupp. Hübsch zu lesen ist ein kurzer Beitrag von Bernhard Staudacher über ein Graffito in St. Gangolf in Bühlertann mit der Jahreszahl 1524, das er als einen Hinweis auf die damals weit verbreitete Ankündigung des berühmten Astronomen Johannes Stöffler enträtselt, 1524 käme es zu einer großen Flutkatastrophe. Ganz und gar als Beispiel für die adlige Karriereplanung im 18. Jahrhundert ganz allgemein kann auch der Aufsatz von Thomas Freller über den Ellwanger Vizedom Ignaz Gottlieb von Etzdorf und der Kurkölnisch-Bayerische Orden vom Hl. Michael dienen. Gleiches gilt, wenn auch in einem ganz anderen Bereich, für den Aufsatz von Hans-Helmut Dieterich über das Kriegsende und den Neubeginn in Ellwangen 1945.

Sehr speziell ist der Beitrag von Michael Spang über ein lateinisches Gedicht von Hermann Weller (1878–1956). Den Rezensenten etwas irritierend beginnt er seinen Text mit dem Satz «es ist wohl keine Übertreibung, wenn man Hermann Weller als einen der berühmtesten und renommiertesten Lyriker bezeichnet». Ob den außerhalb Ellwangers wirklich noch jemand kennt? Was sich nun ja zumindest beim Rezensenten geändert hat.

Ein umfangreicher Anhang (S. 353–510) mit Nachrichten aus dem Schulbereich, Buchbesprechungen,

Nachrufen, Vereinsnachrichten und einer Jahreschronik 2014/2015 schließen den Band ab

Alles in allem: Auch wenn es manches Mal so scheint, als seien die Themen eher zufällig und beliebig zusammengekommen (vielleicht täte es dem Jahrbuch ja künftig ganz gut, auch mal Schwerpunkte zu setzen oder stärker zu bündeln), man darf Immo Eberl gratulieren: es ist ihm nicht nur ein umfangreiches, sondern auch sehr interessantes und lesenswertes Jahrbuch gelungen, das neugierig macht auf die kommenden Bände.

Wilfried Setzler

Helmut Eck

### Die Tübinger Straßennamen.

#### Vielfach umbenannt. Ein stadtopographischer Beitrag zur Geschichte und Bedeutung der Tübinger Straßennamen. (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Tübingen, Band 7).

Universitätsstadt Tübingen, Fachbereich Kunst und Kultur, 2017. 304 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Broschur € 19,80. ISBN 978-3-941818-32-3

«Was lange währt, wird endlich gut», kommentierte die Leiterin des Fachbereichs Kunst und Kultur die Vorstellung dieses Buches im Tübinger Rathaus. Und man sieht es dem Buch an, dass sehr viel Arbeit und Zeit hinter den einzelnen Kapiteln und Straßenbeschreibungen steckt, sehr viel Forschungsarbeit, sehr viel Liebe zum Detail, Liebe zum Detail eines Raumes, in dem wir uns täglich bewegen. Neben der Liebe zu kleinen heimatkundlichen Einzelheiten ist es aber auch Neugier, wohlwollende

Neugier auf die Hintergründe, wie und warum eine Straße, ein Weg, eine Treppe oder Staffel zu gerade diesem Namen gekommen ist.

Dieses spannende Thema beschäftigt Helmut Eck, Ruheständler des Geographischen Instituts der Universität Tübingen, seit den 1980er-Jahren. Viele Geschichten sind bei diesen Recherchen zusammengekommen, und sie bereichern die Stadtgeschichte Tübingens auf vielfältige Weise, was Udo Rauch, den Leiter des herausgebenden Stadtarchivs, im Geleitwort zu der Aussage veranlasst, dass mit diesem Buch «eine missliche Lücke in der Stadtgeschichtsforschung» geschlossen wird. Beim Durchblättern fallen dem Leser vor allem ungewöhnliche Namen auf und wecken seine Neugier: in der Altstadt etwas das Mordiogäßle oder das Süßenloch, am Österberg die Germanenstaffel oder die Hundskapfklunge, in Bahnhofsnähe der Indianersteg und das Seufzerwäldchen, im Wohngebiet Aeule die Welzenwilerstraße oder am Denzenberg die Stiffurtstraße, schließlich die Straße «Ob dem Himmelreich» in Lustnau. Helmut Eck löst diese Rätsel weitgehend auf, indem er jedem einzelnen Straßennamen und seinen Quellen systematisch und akribisch nachgeht.

Bevor die einzelnen der insgesamt etwa 1000 Straßennamen analysiert und beschrieben werden, wird das Thema Straßennamen in einer allgemeinen Einführung behandelt. Frühere Kennzeichnungen werden beschrieben, so die Hausbeschreibung nach Anliegern, wie sie in den Lagerbüchern der Grundstücke üblich war, oder, in größeren Städten wie Basel oder Frankfurt üblich, die Orientierung mithilfe von Hausnamen und Hauszeichen. Seit dem 18. Jahrhundert setzte sich dann die Nummerierung der Häuser durch, wobei das Haus 4711 in Köln, Stammhaus der Marke «Kölnisch Wasser», eines der bekanntesten Beispiele ist, denn hier wurde die Hausnummer zum weltbekannten Markennamen. Im Herzogtum Württemberg, und damit auch in Tübingen, erfolgte die erste Hausnummerierung mit der Einführung der Gebäudebrandversicherung ab 1772.



Der interessanteste Teil des Einführungskapitels ist, etwas umständlich formuliert, den «Prozessen der Straßennamentstehung» gewidmet. Im Mittelalter haben die Namen eine rein beschreibende Funktion: «Sie beschreiben bauliche (Kirchgasse, Burgsteige), wirtschaftliche (Metzgergasse, Marktplatz) oder topographische Verhältnisse (Lange Gasse, Krumme Brücke). Soweit Personennamen überliefert sind, sind es die Namen von Heiligen, etwa Kirchenpatrone (Jakobsgasse), oder ehemaligen Bewohnern (Wienergässle).» Später erst, im 18. oder 19. Jahrhundert, werden die Straßennamen bewusst ausgewählt, so vor allem bei Personen aus den damaligen Herrscherhäusern: Wilhelmstraße (1843), Olgastraße, Charlottenstraße.

Aber wer überhaupt hat die Namen festgelegt, welche Quellen belegen das? Zuständig war eigentlich die Stadtverwaltung, später der Gemeinderat, in der Nazizeit, in der viele neue politische Namen aufkamen, verfügte darüber der Oberbürgermeister, vorausgesetzt der Kreisleiter aus der Partei stimmte zu. Seit 1956 ist die Gemeindeordnung von Baden-Württemberg die Rechtsgrundlage, d. h. die Gemeinden selbst haben wieder das Bestimmungsrecht. Dies gilt nicht nur für neue Namen, sondern auch für die Umbenennung von Straßen, ein gerade in Tübingen sehr häufiges Phänomen. Insgesamt wurden 1850-2016 in der Kernstadt Tübingen 41 Straßen umbenannt, in Derendingen 25, in Lustnau 28. Vor allem in der Nazizeit wurden Straßen nach Parteigrößen neu benannt und nach 1945 bereinigt, davor aber machte die Eingemeindung von Derendingen und Lustnau die Umwidmung von Namen notwendig, um Doppelnamen zu vermeiden. Kurz nach der Machtergreifung der Nazis 1933 wurde die Mühlstraße zur Adolf-Hitler-Straße, jedenfalls bis 1945; auch in Lustnau und Derendingen gab es Straßen dieses Namens. Ähnlich die Ebertstraße, die zeitweilig den Namen des nationalsozialistischen Kultministers Mergenthaler trug. Umbenennungen gab es bis in die jüngste Zeit, nun unter anderen politischen Vorzeichen, als manchen

Ehrenbürgern diese Würde entzogen wurde, was in der Regel auch zur Umbenennung der betreffenden Straße führte. Geteilter Meinung ist die Stadtbevölkerung über die Umbenennung der bisherigen Scheefstraße, benannt nach dem von 1927 bis 1939 amtierenden nazifreundlichen Oberbürgermeister Scheef, in eine Fritz-Bauer-Straße, dies im Gedenken an Fritz Bauer (1903–1968), hessischer Generalstaatsanwalt mit Tübinger Wurzeln, Ankläger im ersten Auschwitzprozess und Pionier in der so lange verzögerten juristischen Aufarbeitung der Nazi-Verbrechen. Weitere Neu- und Umbenennungen erinnern an die einst aktive jüdische Bevölkerung Tübingen, an Simon Hayum (1867–1949), Rechtsanwalt und ehrenamtlich tätiger Bürger in vielen Positionen, an Max Löwenstein (1874–1944), nach Tübingen eingehirateter Viehhändler, der 1944 im KZ Theresienstadt jämmerlich verhungerte, an Josef Wochenmark (1860–1943), Vorsänger der Tübinger Jüdischen Gemeinde und Religionslehrer am Uhland-Gymnasium oder an die sozial tätige Hanna Bernheim geb. Bach (1895–1990).

Die Substanz des Buches ist natürlich der mehr als 200 Seiten umfassende Teil, in dem die einzelnen Straßennamen beschrieben werden, ihre Geschichte und ihre Bedeutung akribisch und mit Einfühlungsgefühl analysiert werden. So erfahren wir, dass die Judengasse schon 1342 urkundlich erwähnt wird, heute eine Erinnerung an das alte Tübinger Judenviertel, bevor Graf Eberhard im Bart 1477 die Juden aus dem Land vertreiben ließ; erst 1850 siedelten Juden aus dem nahen Wankheim wieder in Tübingen. Das «Süßenloch» oder «Süße Löchle» in der direkten Nachbarschaft der Judengasse wird zwar erst 1788 erwähnt und war Anlass für mancherlei Spekulationen, die aber nicht überzeugen wollen. Ähnliches gilt für das Mordiogäßle: Man denkt an Mord und Totschlag, «wahrscheinlicher aber ist, dass der Name von heimziehenden betrunkenen Zechern herührt». Oder man denkt an das «Zeter- und Mordio-Schreien» im

Zusammenhang mit mittelalterlichen Hinrichtungen.

Die Welzenwilerstraße im Aeule und die Stiffurtstraße am Denzenberg, beide in Neubauvierteln 1913 verliehen, erinnern über alte Flurnamen an Wüstungen, also an ehemals hier bestehende Siedlungen, die aber schon im Mittelalter wüstgefallen waren. Neu dagegen ist der schöne Name «Ob dem Himmelreich», im Adressbuch 1928 erstmals so genannt, drei Jahre zuvor allerdings noch schlicht als Berghof bezeichnet. Es geht um die Villa von Friedrich Zundel, einem Künstler und Kommunisten, der mit Karl Liebknecht, August Bebel und mit Lenin verkehrte, in zweiter Ehe mit der Industriellentochter Paula Bosch verheiratet, der Tübingen seine Kunsthalle verdankt. Das Umfeld des Hofs soll einst eine «himmlische» Weinlage gewesen sein, was schwerlich zu glauben ist.

Werfen wir noch einen Blick auf die Namen, die der Gemeinderat in jüngerer Zeit für die Neubauviertel vergeben hat. In Waldhäuser-Ost – schon der Name des Viertels ist eine Missgeburt der deutschen Sprache – wurden in den 1960er- und 1970er-Jahren Baumnamen verwendet, und dies in alphabetischer Reihenfolge: Ahorn-, Erlen-, Eichen-, Falken-, Eschen-, Fichten-, Forchen-, Hainbuchen-, Kastanienweg bis – über weitere zehn Baumnamen – schließlich zum Weißdornweg. Welche Langeweile im Vergleich zur Buntheit der historisch gewachsenen Namen! Auch Professorenamen (Bohnenberger, Correns, Olpp, Hartmann, Niethammer, Gradmann u. a.) wurden auf diese Weise missbraucht, doch vermitteln diese wenigstens Blicke auf interessante Tübinger Biographien, nicht nur auf ein Baum-Alphabet. Übrigens ist einer der wenigen Nicht-Baum-Namen im Neubaugebiet «WHO», dem ehemaligen Truppenübungsplatz, die Straße «Bei den Römergräbern», die zu einem sehr schönen, walddahen und gut besuchten Kinderspielplatz führt. Der Name ist krottenfalsch, und das Straßenschild tut dem hier lebenden Rezensenten täglich weh. Römer gab es hier nie, dafür aber ein Gräberfeld von 45

Grabhügeln, deren Ausgrabung um 1835 eindeutig Relikte der Kelten erbrachte, Funde aus der Hallstattzeit, aus dem siebten vorchristlichen Jahrhundert.

Ein Letztes. Helmut Eck lässt ein Phänomen nicht unerwähnt, die «stadtplanmäßige Frauenunterdrückung»: 188 Straßen sind nach Männern benannt, nur 23 nach Frauen. Hier herrscht Nachholbedarf. Aber in einem der jüngsten Neubauviertel, der «Alten Weberei» in Lustnau, wurden 2012 immerhin neben drei Männern auch zwei Frauen als Namengeber neuer Straßen geehrt: die in Tübingen aufgewachsene, 1977 in Buenos Aires ermordete Sozialarbeiterin Elisabeth Käsemann und die Liederkomponistin Josephine Lang (1815-1880), die den in Tübingen studierenden württembergischen Königskindern Klavierunterricht erteilte.

Insgesamt ist dem Autor ein großartiges, höchst lesenswertes Buch gelungen, das zwar nicht als Nachtschlektüre geeignet, aber ein wunderbares Nachschlagewerk ist, ein Werk zur Geschichte der Stadt und für Geschichten, die unsere täglichen Wege begleiten und erhellen.

*Günther Schweizer*

*Sigrid Hirbodian und Tjark Wegner*  
(Hg.)

### **Was ist schwäbisch?**

#### **(Landeskundig, Tübinger Vorträge zur Landesgeschichte, Band 2).**

*Thorbecke Verlag Ostfildern 2016.*

*228 Seiten mit 37 Abbildungen.*

*Hardcover € 16,95.*

*ISBN 978-3-7995-2071-3*

Was ist schwäbisch? Darauf weiß mancher naturalisierte oder genuine Schwabe spontan eine Antwort: Eine große Portion Ehrgeiz und immer noch ab und zu am Brudeln, das seien schwäbische Eigenschaften, die er sich selbst zuschreibe, sagte der Ex-VfB-Fußballer Sami Khedira im Stuttgarter Kindermuseum, als er die Mitmachausstellung «7 Superschwaben. Helden und Erfinder» besuchte. Beim Risiko reagiert der Schwabe erst einmal zurückhaltend, sagte ein Rechtsanwalt und Unternehmensbe-

rater anlässlich einer Diskussion zum Thema, ob der VfB Stuttgart seine Profiabteilung in eine Aktiengesellschaft umwandeln solle: Ehrgeizig, bruddelnd, risikoscheu! Das also ist schwäbisch. Und dann natürlich noch das Häuslesbauen! Der (bayerische) Kommunikationswissenschaftler Anton Hunger tourt mit seiner «Gebrauchsanweisung für Schwaben», in der es um Schaffer und Häuslesbauer geht, durchs Land. Seit Jahren hält Uli Keuler den Schwaben den Spiegel vor und die erkennen darin ihre Mödele und Marotten lachend wieder. Auch der Schwabenberliner Albrecht Metzger hat mit seiner «Schwabenoffensive» dem Schwäbischen kabarettistisch oft so tief auf den Zahn gefühlt, dass es einer Wurzelbehandlung gleich kam. Im SWR-Fernsehen amüsieren seit neuestem wieder Äffle & Pferdle in Honoratiorenschwäbisch die Zuschauer zwischen den Werbeblöcken.

Ja und bei der Großen Landesausstellung «Die Schwaben – zwischen Mythos und Marke» gab es große, tüchtige, sportliche, fleißige, tüftlerische, erfolgreiche, geistreiche und grüblerische Schwaben und Schwäbinnen en masse zu sehen. Man sollte also meinen, dass zum Thema alles gesagt sei, dass Konsens bestünde in der Frage: Was ist schwäbisch? Nun fängt mit diesem Buch, das als Protokoll einer Tübinger Vortragsreihe gelten kann, alles wieder von vorne an. Nach neun (interdisziplinären) Kapiteln mit Anhängen, legt man es aus der Hand und stellt mit einem abgewandelten Brecht fest: Und so sehen wir betroffen/Den Vorhang zu und manche Fragen offen.

Aber es gibt auch Antworten: Thomas Zotz liefert in seinem Aufsatz über «Das Herzogtum Schwaben in der Stauferzeit» eine spannende Historienskizze und bilanziert: Schwaben wurde zum Namen des (einstigen) Stauferlandes. Seine Ausführungen illustriert er u. a. mit Territorialkarten und mit den Stammbäumen der drei wichtigsten Handlungsgeschlechter (Staufer, Zähringer und Welfen) zwischen dem 11. und 13. Jahrhundert. Andreas Schmauder steuert das Kapitel der Schwabenkinder aus Tirol, Vorarlberg und Grau-

bünden bei, die als juvenile und billige Saisonarbeiter den Sommer über den Bauern in Oberschwaben zur Hand gingen. Dieses Kapitel ausbeuterischer Kinderarbeit von acht bis vierzehnjährigen Mädchen und Jungen ist gut erforscht, nicht zuletzt bieten die Dienstbotenverzeichnisse der württembergischen Gemeinden im Bereich Bodensee/Oberschwaben die Basis dafür. Die Zeit der «Schwabenkinder» währte vom 17. bis zur ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Sie ist auch in zwei Museen (Freilichtmuseum Allgäu-Oberschwaben Wolfegg und im Humpis-Quartier Ravensburg) gut dargestellt.

Hochinteressant lesen sich auch die zwei Beiträge von Hubert Klausmann und Damaris Nübling. Ersterer spürt der «Entstehung, Gliederung und Entwicklung eines südwestdeutschen Dialekts» nach, einem alemannischen Zungenschlag, den er als junge Mundart einordnet. Die Dreiteilung der Sprachgrenzen in Westschwäbisch, Zentralschwäbisch und Ostschwäbisch wird grafisch unterfüttert. Dass an anderer Stelle auch noch von einem südschwäbischen Sprachraum die Rede ist, irritiert zunächst, wird aber damit erklärt, dass der Autor in einer jüngeren Arbeit den schwäbischen Sprachraum viergeteilt hat. Eine Fundgrube sind seine tabellarisch notierten Dialektmerkmale: Schnee in Westschwäbisch heißt Schnae, in Zentralschwäbisch Schnae, in Ostschwäbisch Schnäa. Solche Beispiele sind kein Schnee von gestern, sondern durchaus noch aktuell gesprochene Sprache, wie der Autor feststellt. Damaris Nübling überträgt «Befunde aus dem Deutschen Familienatlas» auf die schwäbischen Familiennamen. Man könnte in ihrem Kapitel darüber nachsinnieren, wie die Faktoren Zeit und Zufall erstaunliche Ergebnisse zeitigen können. Ob sich zum Beispiel heute jemand Oesterle oder Österle schreibt, ob einer Aeugle oder Äugle heißt, hat sich um 1500 entschieden, als sich die Rufnamen zu Familiennamen verfestigten. Gutenbergs Buchdruckerfindung ist etwa zeitgleich einzuordnen. Seine beweglichen Lettern steckten aber noch in den Anfängen. Die Schriftschneider des 15./16.